

## **Preisrede Sibylle Hamann, Franz Grabner Preis, Diagonale 2019**

Es gibt dieses angenehme Gefühl, wenn alles passt.

Wenn genau das eintritt, worauf man sich eingestellt hat. Sie kennen das von kleinauf. Wenn der Brei schmeckt wie der Brei immer schmeckt. Wenn man das Puzzleteil findet, das genau hineinpasst. Wenn man das Twinni auspackt, und die Schwester kriegt wie immer die grüne und man selber die orangene Hälfte. Die vertraute Erkennungsmelodie der Lieblingsserie. Ein vertrauter Geruch. Der Lieblingspullover. Die Gutenachtgeschichte, von der man weiß, wie sie ausgeht, jeden Tag, und sie wörtlich aufsagen kann.

Man empfindet etwas, das man im Kopf vorher schon vorwegempfunden hat. Das ist ein tiefes, archaisches Gefühl der Befriedigung. Manchmal sagt man Glück dazu.

Dieses Gefühl der Befriedigung ist gleichzeitig narzisstisches. Wieso? Es bedeutet nämlich: Ich habe recht gehabt mit meiner Erwartung. Es ist genau so gekommen, wie ich vorhergesehen habe. Sie kennen die Redewendungen: Ich habs dir doch gesagt. Ich hab es so kommen sehen. Soll heißen: ich hab Recht behalten. Ich bin super.

Denken Sie, ganz banal, an den Glücksspielautomaten, oder an die richtigen Zahlen beim Lotto: Nichts fühlt sich berausender an, als wenn die Wirklichkeit mir genau das liefert, was ich mir von ihr gewünscht habe. Wenn sich die Welt quasi hineinschmiegt in das Bild, das ich mir von ihr gemacht habe. Ich hab mir die Zahlen ja quasi vor den Augen im Geiste schon hingemalt: 7 und 25 und 31. Damit hab ich sie zum Erscheinen

gezwungen – und da sind sie. Bingo. Und als Belohnung bimmelt es und leuchtet und rasselt es beim Automaten. Was für ein Glücksgefühl.

„Berauschend“ habe ich gesagt. Ja genau, denn ein Rausch ist gleichzeitig auch gefährlich.

Weil eine große Verführung drinsteckt.

Es ist einfach, Menschen zu befriedigen, indem man ihnen genau das gibt, was sie erwartet haben.

Wie das funktioniert, kennen wir aus der Politik. Und von Social Media.

Sie wissen – je nachdem, wo Sie stehen - was sie sagen müssen, um mit Zustimmung überschüttet werden. Sie wissen genau, welche Worte Sie verwenden müssen, die triggern. Die erwartbar „funktionieren“. Der Beifall wird groß sein.

Und Sie wissen auch, was passiert, wenn Sie die Erwartungshaltung nicht bedienen.

Dröhnendes Schweigen. Demonstratives Nicht-Liken, das sich anfühlen kann, als stünde man bei einer Party stundenlang allein in der Ecke, und niemand beachtet einen. Nichtbeachtung ist schon ziemlich schlimm – das empfindet man als Demütigung. Oder, wenns noch schlimmer kommt: Empörung, Schmähung, Bestrafung.

Das tut man so schnell nicht wieder.

Was hat das alles mit uns zu tun? Ich hab jetzt von Kleinkindern geredet, und vom Glückspiel, und von dem, was Laien wie meine Nachbarin so auf Facebook treiben. Wir sind aber Profis. Menschen, die es sich zum Beruf

gemacht zu haben, die Wirklichkeit einzufangen, auf ihre Weise zu erzählen, mit dem Ziel, dass jemand anderer dabei klüger wird.

Menschen, die Dokumentarfilme machen. Oder, wenn ich an mein Feld denke: Menschen, die Reportagen schreiben. Gar so weit sind wir in unserer Arbeit da nicht voneinander entfernt, meine ich. Es ist eine verwandte Zukunft.

Und wir sind uns wahrscheinlich ziemlich sicher: Erwartbares produzieren wir nie und nimmer. Wir sind Autorinnen und Autoren, jeder und jede mit einer ganz eigenen Sprache und einem ganz eigenen Blick auf die Wirklichkeit. Kritisch, unbequem, unkonventionell. Und meistens, speziell bei den Filmen die heute ausgezeichnet werden, stimmt das ja definitiv.

Dennoch erschrecke ich selbst manchmal, wie nahe wir neben der Falle stehen. Und zweifle, ob wir selber immer ganz sicher sein können, ob sie nicht doch manchmal zuschnappt.

Mein Unbehagen beginnt bei einem Wort, dem man in unserer Branche kaum mehr entkommen kann: Dem Storytelling. Oder, auf Deutsch: Dem Geschichtenerzählen. Das wird gelehrt an Akademien, Schreibschulen, Workshops, am FH-Lehrgang für Journalismus, bitte sagen Sie mir, wie das an den Filmakademien heißt. „Storytelling“ klingt gut. Aber inzwischen hab ich gegen das Wort schon eine richtige Allergie entwickelt.

Denn was heißt es eigentlich?

Wenn wir ganz ehrlich sind, heißt nichts anderes, als das, was ich anhand der Gutenachtgeschichte anfangs beschrieben habe: Dass die Story schon fertig ist, ehe wir zu recherchieren beginnen. Dass wir im Kopf schon

wissen, was rauskommen soll – und dass wir anschließend die Wirklichkeit nur noch dafür benützen, um die Story nachzustellen.

Studierende haben, wenn sie von der Recherche kommen, ja manchmal ein ziemliches Durcheinander im Kopf. Deswegen hab ich ihnen manchmal ein Sackerl Playmobil von meinen Kindern mitgebracht. Die Figuren sollten ihnen helfen, ihre Gedanken zu ordnen: Welche Figuren brauche ich, wer kriegt die Hauptrolle? Auf welcher Bühne stehen sie? Welche Requisiten brauche ich? Welche Musik dazu? Was stell ich in den Mittelpunkt, was passt, was nicht, was lass ich weg?

Interessant, dass ich dafür das Wort Bühne, oder Set verwendet habe – wir sind damit nämlich schon mitten im Rollenspiel angelangt. In einem Casting. Wo am Ende, im negativen Fall, so etwas wie Reality-TV herauskommt (Teenager werden Mütter, Bauer sucht Frau). Oder eine gescriptete Talkshow, wo die Gäste für Rollen gecastet werden, die sich vorher eine Redaktion ausgedacht hat.

Im besten Fall kommt dabei ein Spielfilm heraus. Oder ein literarischer Roman. Jedenfalls haben wir damit definitiv den Bereich zur Fiktion überschritten. Und Erfinden war ja eigentlich nicht unser Job.

Womit ich natürlich beim Spiegel-Skandal bin, und beim Fall Relotius. Dass da einer kommt mit perfekt gedrehten Reportagen, mit ideal passenden Protagonisten, die alle Aspekte des Themas in ihrer Lebensgeschichte vereinen. Die alle im exakt richtigen Moment die richtigen Sätze sagen. Und in diesem Moment spielt, o Wunder, im Hintergrund auch immer noch die genau passende Musik dazu. Weil natürlich irgendjemand zufällig grad einen Kassettenrekorder aufgedreht hat, mit dem richtigen Lied.

Und das ist alles so toll und so stimmig, dass es gelobt, und bewundert, und beispielhaft an Journalistenschulen gelehrt wird, und ganz viele jüngere Kollegen versuchen, es nachzumachen: So geht Storytelling, so muss das klingen, so authentisch, so detailliert, so nah dran. Und es wird mit Preisen überschüttet, jedes Jahr wieder, nicht von irgendwem, sondern von den aller besten Juries, den größten Autoritäten unserer Branche.

Und nachdem der Riesenschwindel auffliegt, stehen wir alle da und fragen, beschämt und fassungslos: Wie war das nur möglich? Dass wir so leicht getäuscht wurden, und niemandem ist je etwas aufgefallen?

Die Antwort darauf liegt, meine ich, ganz am Anfang dessen, was ich gesagt habe. Weil selbst die größten Autoritäten unserer Branche nicht viel anders funktionieren als die kleinen Kinder mit dem Lieblingsbrei: Es geht halt alles am geschmeidigsten runter, wenn es ganz genau passt. Wir mögen Geschichten dann am liebsten, wenn sie vertraut klingen. Wenn sie genau das nacherzählen, das wir vorher schon vage im Kopf hatten. Natürlich inklusive aller absichtlich eingebauten Irritationen, die jede gute Story zwingend braucht. Aber ausgehen muss sie wie immer.

Damit habe ich jetzt vom Schreiben geredet.

Im Film ist das selbstverständlich ganz anders.

Weil Bilder nicht lügen können.

Weil das Bild ja immer ein Beweis dafür ist, dass etwas tatsächlich existiert.

Weil Menschen, die Dokumentarfilme machen, immun sind gegen die Verlockungen von Applaus, Lob, Quoten und Selbstbestätigung.

Weil es beim Film wahrscheinlich ganz viele Produzenten gibt, die völlig unerwartbare Projekte verwirklichen wollen,

und ganz viele Förderstellen, die sich freuen, wenn eine Geschichte ganz anders ausgeht, als sie eigentlich ausgehen sollte. Und diesen Mut reich belohnen.

Deswegen kann es so etwas wie den Fall Relotius im Film ganz sicher nicht geben.

Und den Rest überlass ich jetzt Ihnen, ich kenne mich nämlich beim Film nicht aus.

Abschließend nur noch ein paar Bemerkungen von meiner Seite:

Ich hab das seit einiger Zeit bleiben lassen, mit dem Storytelling. Ich verwende das Wort nicht mehr, wenn ich mit Studierenden zu tun habe. Ich lass jetzt auch die Playmobil-Figuren zu Hause.

Stattdessen hab ich eine neue Lieblingsübung für die Studierenden, sie heißt: Geh nach Hause und klingel an die Nachbartür. Und schau, was passiert.

Ich denke mir nämlich: Vielleicht müssen wir nochmal ganz von anfangen. Die unendliche Vielzahl an vorgefertigten Stories, die uns in jeder Minute aus unseren Geräten, aus dem Internet, aus Social Media anspringen, wegwischen, samt dem Gefühl, dass eh schon alles tausendmal erzählt ist. Wieder üben, uns selbst auszusetzen, ganz roh, ganz rau.

Das ist übrigens gar nicht so einfach mit der Nachbarstür. Es fallen einem – und meinen Studierenden auch - immer tausend Dinge ein, die man unbedingt noch klären muss, BEVOR man tatsächlich anklingelt. Was soll

ich denn sagen, wenn tatsächlich jemand aufmacht? Ist das nicht wahnsinnig peinlich? Als was soll ich mich vorstellen? Sollte ich denn nicht vorher googeln? Was soll dabei schon rauskommen? Was wird denn die schon groß sagen? Wahrscheinlich eh nicht viel? Darf ich das, was die Nachbarin eventuell sagen wird, nachher veröffentlichen, oder sollte ich da nicht besser schon vorher Zustimmung einholen, und wie schaut das alles rechtlich aus? Und was wird die Person nachher drüber denken, wenn ich mal über sie geschrieben haben werde?

So viele Fragen. Statt einfach zu sagen: Keine Ahnung, was passieren wird. Aber ich tus einfach.

Ich glaube: Der radikale Schritt muss der Beginn jeder Recherche sein. Ich glaube auch: Diese Offenheit zuzulassen, ist der Beginn jedes großen Dokumentarfilms. Am Anfang der Recherche nicht zu wissen, wo einen die Recherche hinführen wird. Nicht zu wissen, wie die Story ausgeht.

Das ist dann wahrscheinlich das Ende des Storytellings. Aber der Beginn einer neuen Geschichte. Und von denen gibt es, leider, heute viel zu wenige.

Die Geschichten, die heute hier gewürdigt werden, tun das jedenfalls: Anklopfen, wo normalerweise niemand anklopft. Sie machen Türen auf.

Danke dafür. Es ist so wichtig, dass es Sie gibt.